

(Nachdruck verboten.)

14]

## Arbeit

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen  
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Bonnaire sagte alles mit so einfacher Größe, so schlicht und tapfer, daß Lucas tief bewegt war. Aus diesem Arbeiter, den er schwarz und stumm, seine schwere Arbeit am glühenden Ofen hatte verrichten sehen, aus diesem gutmütigen Menschen, der seiner Frau gegenüber so faust und nachgiebig war, trat plötzlich ein Held hervor, einer jener namenlosen Kämpfer, die sich mit Leib und Seele der Gerechtigkeit geweiht haben, und die sich in brüderlicher Selbstverleugnung schweigend opfern.

Festig weiter nährend, stieß die Loupe hervor:

„Und wir werden Hungers sterben!“

„Und wir werden Hungers sterben, das ist möglich. Aber ich werde ruhig schlafen.“

Ragu sicherte.

„O, Hungers sterben, das ist überflüssig, das hat noch nie zu etwas genützt. Ich verteidige natürlich die Herren nicht, die sind eine saubere Bande! Aber da man sie nun einmal nötig braucht, so muß man sich schließlich doch mit ihnen vertragen und so ziemlich das thun, was sie wollen.“

Er fuhr scherzend in diesem Tone fort und kramte seine ganze Weisheit aus. Er war der Typus des Durchschnittsarbeiters, weder gut noch schlecht, das verdorbene Produkt des Lohnflaventums, der gegenwärtigen Organisation der Arbeit. Er wettete wohl gegen das kapitalistische Regime, empörte sich gegen die erdrückende Last der aufgezwingenen Arbeit, war sogar einer kurzen Auflehnung fähig. Aber der Druck von Generationen hatte ihn gebeugt, er war im Grunde nur eine Sklavenseele, voll Ehrfurcht vor dem Bestehenden, voll Neides gegen den Herrn, den Besitzer und Genießer aller Herrlichkeiten, und sein höchster, geheimster Wunsch war, diesen Herrn von seinem Platze zu verdrängen und selber Herr zu sein, zu besitzen und zu genießen. Kurz, sein Ideal faßte sich darin zusammen, nichts zu thun, der Herr zu sein, um nichts zu thun.

„Ja, dieser Schweinekerl von einem Delaveau, ich wollte mir, daß ich acht Tage an seiner Stelle wäre und er an der meinigen. Das wäre mir ein Spaß, wenn ich ihm zusehen könnte, wie er eine Luppe rollte, während ich eine dicke Cigarre rauchte. Aber es kann noch alles kommen; wenn erst der große Krach kommt, können wir noch alle Herren werden.“

Dieser Gedanke belustigte Bourron ungemein, der Ragu stets mit offenem Munde bewunderte, wenn sie miteinander getrunken hatten.

„Das ist wahr! Donner und Hölle, das soll ein Leben werden, wenn wir erst die Herren sind!“

Bonnaire zuckte die Achseln, voll Verachtung gegen diese kindische Vorstellung von dem einstigen Sieg der Arbeiter über die Ausbeuter. Er hatte gelesen, hatte nachgedacht, er glaubte zu wissen. Er nahm wieder das Wort, erregt von dem Gehörten, voll leidenschaftlichen Verlangens, die andern eines Besseren zu belehren. Lucas erkannte in dem, was er auseinanderlegte, die kollektivistische Theorie, wie sie von den Intransigenten der Partei aufgestellt wurde. Vorerst müsse der Staat vom ganzen Boden und von allen Werkzeugen Besitz ergreifen, um sie zu sozialisieren und zu aller Eigentum zu machen. Dann müsse die Arbeit reorganisiert, allgemein und obligatorisch gemacht werden, auf Grund einer Entlohnung, die in genauem Verhältnis zur aufgewendeten Arbeitszeit stünde. Er wurde jedoch unsicher, als er darauf kam, wie diese Socialisation durch Gesetze ins Werk gesetzt werden sollte, und insbesondere wie das Ganze, wenn ins Werk gesetzt, weiter funktionieren sollte, wozu es eines sehr verwickelten Systems der Leitung und Kontrolle, einer lästigen und strengen Staatspolizei bedürfen würde. Lucas, der in seinen Gedanken zur Herbeiführung besserer Zustände noch nicht so weit ging, erhob diese und ähnliche Einwendungen; aber Bonnaire erwiderte ihm mit der unerschütterlichen Zuberficht des Gläubigen:

„Alles gehört uns, und wir werden alles wieder nehmen, damit jedem sein gerechtes Teil an Arbeit und Ruhe, an

Mühe und Genuß werde. Es giebt keine andre befriedigende Lösung, die Ungerechtigkeit und das Elend sind zu groß geworden.“

Auch Ragu und Bourron stimmten ihm darin zu. Hatte das Lohnflaventum nicht alles verdorben, alles vergiftet? Aus ihm wuchsen die Wut und der Haß hervor, es hatte den Klassenkampf entfesselt, den langwierigen Verteilungskrieg, in welchem Kapital und Arbeit mit einander lagen. Um seinetwillen war der Mensch für den Menschen zum reißenden Wolf geworden, im erbarmungslosen Ringen des Egoismus, in der entsetzlichen Tyrannei einer auf Ungerechtigkeit begründeten Gesellschaftsordnung. Das Elend hatte keine andre Quelle, das Lohnflaventum war das bössartige Ferment, das den Hunger erzeugte, mit allen seinen fürchtbaren Folgererscheinungen, dem Diebstahl, dem Mord, der Prostitution; es entwürdigte den Mann und das Weib, trieb sie zur Empörung, verjagte sie aus der Liebe, schleuderte sie als verderbliche und zerstörende Kräfte mitten in die unbarmherzige Gesellschaft. Und es gab nur eine mögliche Heilung, die Abschaffung des Lohnflaventums, welches erlegt werden sollte durch den neuen Zustand, durch das Andre, das Ersehnte, dessen Geheimnis sich noch in der Zukunft barg. Hier begann der Widerstreit der Systeme, jedes glaubte das Mittel zum kommenden Glück gefunden zu haben, und hart aufeinander stießen die verschiedenen sozialistischen Parteien, deren jede ihre Form der Neuordnung der Arbeit und der gerechten Verteilung der Güter den andern aufzwingen wollte. Aber in der Verdammung des heutigen Lohnflaventums waren sie alle einig; es war nicht mehr zu retten, seine Zeit war um, es mußte verschwinden, so wie einst das persönliche Sklaventum verschwand, als die Menschheit in ihrem unaufhörlichen Vorschreiten an dieser Stelle angelangt war. Es war nur noch ein totes Organ, das den ganzen Körper zu vergiften drohte, und das die menschliche Gesellschaft eilen mußte, aus ihrem lebendigen Leibe zu entfernen, wenn es nicht ein schreckliches Ende herbeiführen sollte.

„So waren zum Beispiel,“ fuhr Bonnaire fort, „die Durignon, die die Hölle gegründet haben, keine schlechtesten Menschen. Der letzte, Michel, der ein so trauriges Ende genommen hat, war bemüht gewesen, das Los der Arbeiter zu verbessern. Ihm ist die Gründung der Pensionskasse zu danken, zu welcher er die ersten hunderttausend Franken spendete, indem er sich verpflichtete, jährlich die Summe der Teilnehmereinzahlungen aus seiner Tasche zu verdoppeln. Er hat ferner eine Bibliothek gegründet, einen Lesesaal, ein Krankenhaus, wo zweimal wöchentlich unentgeltliche Ordinationen stattfinden, eine Arbeitsschule und eine Elementarschule für die Kinder. Und Monsieur Delaveau, obgleich er viel weniger weicherzig ist, hat natürlich das alles aufrecht erhalten. Alle diese Institute bestehen nun seit Jahren, aber was wollen Sie? Das ist nur eine kleine a conto-Zahlung, wie man sagt, ein Pflaster auf ein hölzernes Bein. Es ist Almosen und nicht Gerechtigkeit. Das alles kann noch Jahre und Jahre bestehen, ohne daß der Hunger aufhört, ohne daß das Elend ein Ende findet. Nein, nein, es ist keine Erleichterung möglich, das Uebel muß mit der Wurzel ausgerottet werden.“

In diesem Augenblick rief der alte Ragu, den man wieder eingeschlafen glaubte, aus seinem dunklen Winkel hervor:

„Die Durignon, die habe ich gekannt.“

Lucas drehte sich um und sah ihn auf seinem Sessel sitzen, an der ausgegangenen Pfeife saugend. Er war nun fünfzig Jahre alt und hatte nahe an dreißig Jahre als Auszieher in der Hölle gearbeitet. Klein und dick, mit bleichem, aufgedunnenem Gesichte, sah er aus, als ob das Feuer ihn geschwellt anstatt ausgetrocknet hätte. Vielleicht hatte er von dem Wasser, mit dem er sich bespuckte, und das er auf seinem Körper verdampfen ließ, Rheumatismus bekommen; auf alle Fälle hatte es ihn in verhältnismäßig jungen Jahren in den Beinen erfaßt, und er konnte nur mühsam gehen. Und da er nicht einmal die Bedingungen erfüllte, unter denen die jetzigen Arbeiter einmal Anspruch auf die erbärmliche Pension von dreihundert Franken jährlich hatten, wäre er einfach auf der Straße Hungers gestorben wie ein altes nutzloses Tier, wenn die Loupe ihn nicht auf Antrieb Bonnaires Obdach und

das Gnadenbrot gewährt hätte, das sie ihn übrigens in fortwährenden Vorwürfen und Entbehrungen aller Art entgegen ließ.

„Ja, ja,“ wiederholte er langsam, „ich habe sie gekannt, die Durignon! Der letzte war Monsieur Michel, der heute tot ist und der fünf Jahre älter war als ich. Und vor ihm war Monsieur Jérôme, unter dem ich in die Hölle eingetreten bin, mit achtzehn Jahren, wie er fünfundvierzig war, was nicht hindert, daß er noch immer lebt. Aber vor Monsieur Jérôme war Monsieur Blaise, der Gründer, der mit seinen zwei Hämmern das Werk angefangen hat vor nun beinahe achtzig Jahren. Den habe ich nicht mehr gekannt. Aber mein Vater, Jean Nagu, und mein Großvater, Pierre Nagu, haben mit ihm gearbeitet; und man kann sogar sagen, daß Pierre Nagu sein Kamerad war, da sie beide Streckarbeiter waren, ohne einen Sou in der Tasche, wie sie sich beide in dieser Schlucht der Monts Bleusés, die damals öde war, am Ufer der Mionne, die ihnen die Wasserkraft lieferte, an die Arbeit machten. Die Durignon haben heute ein großes Vermögen gewonnen, und hier bin ich, Jacques Nagu, noch immer ohne einen Sou in der Tasche, mit meinen schlimmen Beinen, und hier ist mein Sohn Auguste Nagu, der nach dreißig Jahren Arbeit nicht reicher sein wird als ich, ohne von meiner Tochter und ihren Kindern zu reden, die alle davon bedroht sind, Hunger zu leiden, so wie die Nagu nun schon seit beinahe hundert Jahren Hunger leiden!“

Er sagte das alles ohne Bohn, in der stumpfergebenden Weise eines alten abgearbeiteten Tieres. Einen Augenblick betrachtete er seine Pfeife, erstaunt, daß er ihr keinen Rauch mehr entlocken konnte. Und als er sah, daß Lucas ihm mit mitleidigem Interesse zuhörte, fuhr er fort, indem er leicht die Achseln zuckte:

„Vah, Herr, das ist das Schicksal von uns allen armen Teufeln. Es wird immer Herren und Arbeiter geben. Mein Großvater und mein Vater waren so, wie ich jetzt bin, und mein Sohn wird ebenso sein. Wozu hilft's, sich aufzulehnen? Jeder zieht sein Los bei der Geburt. Nur wäre es zu wünschen, daß man sich, wenn man alt ist, so viel Tabak kaufen könnte, als man braucht.“

„Tabak?“ schrie die Loupe. „Du hast heute wieder für zwei Souds verraucht. Glaubst Du, daß ich das Geld für den Tabak hinauswerfen werde, wenn wir bald nicht einmal Brot zu essen haben werden?“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

35]

## Die hunte Reihe.

Berliner Roman. Von Fritz Mauthner.

Konrad hatte sich erhoben. Mit der Linken hielt er seine Hose fest, in der Rechten schwang er die nasse Essigkompreffe.

„Johannes,“ sagte er, „daß Du ein Lamm bist, freut mich immer, daß Du aber ein Schaf bist, das thut mir mitunter weh. Collegium logicum! Nicht abgewiesen hat ihn Elisabeth, unsre heilige Elisabeth, sondern rausgeschmissen. Hast Du das Wort nicht vernommen, Johannes? Wertst Du immer noch nicht, daß Elisabeth Gnade gefunden hat vor den Augen dieses Orientalen, und daß er sie mit Anträgen verfolgt, die auch nur anzudeuten meine leusehe Seele schaudert?“

„Ich bin wirklich ein guter Kerl, Bohrmann,“ sagte Rattowitzer, „und will Ihnen also die Freude machen. Ja, es ist unglaublich, aber die Person hat mir einen Korb gegeben. Sie muß fürchtbar verliebt in Sie sein.“

„Hinaus,“ schrie Bohrmann, der sich plötzlich erhoben hatte, „hinaus, unsittlicher Mensch! O Gott, o Gott, welch eine Welt! Und ich gehöre dazu! Ich habe kein Recht mehr, den Richter zu spielen.“

Schluchzend setzte Bohrmann sich wieder nieder und barg den Kopf in den Händen.

„Hinaus,“ schrie aber jetzt auch Konrad, „hinaus, unsittlicher Mensch! Oder ich belange Sie wegen Hausfriedensbruchs! Ich bin der Vicewirt und schmeiße Sie hinaus. Sie sind ein frivoler Mensch. Wissen Sie, wer ich bin? Ich bin der Ritter der heiligen Elisabeth, und hier sind meine Waffen.“

Kräftig schlenkerte er die nasse Kompreffe nach Doktor Rattowitzer und setzte sich dann wieder stöhnend aufs Sofa. „Mein Kopf!“

Die Kompreffe war klatschend gegen die Wand geflogen. Doktor Rattowitzer hatte den Kopf fortgebeugt und nahm jetzt ruhig Hut und Stock.

„Es freut mich übrigens, daß mein erster Eindruck doch der richtige war. Bohrmann ist und bleibt eine Nummer. Sie auch, Direktor. Sie beide sind Nummern.“

XXX.

Seit dem Besuche des Doktor Rattowitzer war in Bohrmann das Bild Maschas wieder lebendig. Nach seiner Rückkunft von Ostende hatte er die Erinnerung an seine Sünde mühsam zu verschweigen gesucht, bis er nach einigen Tagen wahrnahm, daß dieser Gedanke ihr eigentlich nicht so recht quälte. Anfangs lastete noch die Verpflichtung auf ihm, in der alten Weise häufig Briefe zu senden. Als er aber den Ton nicht fand und erst acht Tage ohne einen Brief hatte verstreichen lassen, da verblaßte Mascha vor ihm. Freilich nur bei Tage, um in entsehllichen Träumen desto gewaltsamer von seiner Seele Besitz zu ergreifen. Er wollte sich's gar nicht eingestehen, was er träumte. Unsittlich, nichtswürdig waren diese Vorstellungen, am nichtswürdigsten, wenn er Mascha in den Armen anderer Männer sah. Als ob sie eine Dirne gewesen wäre.

Während er aber bis zum Besuche Rattowitzers dabei ruhig seinem Berufe nachgehen konnte und Mascha eben nur im Traume vor ihm erschien, während er sich sogar sagen mußte, daß er nicht immer träumte, sondern oft recht gut schlief, trieb es ihn jetzt wieder umher.

Mascha in Berlin! Bei Tag und Nacht verfolgte ihn der Gedanke, daß sie für ihn wieder erreichbar sei, daß sie ihn liebe, daß sie ihn weiter küssen lehren werde. Im Schulzimmer konnte es geschehen, wenn er von der weißen Frau im Berliner Schloß erzählte, oder bei den harmlosesten Anlässen, daß er vor den unschuldigen Schulkindern plötzlich stockte, weil Mascha vor ihm erschien, wie sie damals im Boot ihm erschienen war. . . .

Und erst in der Dunkelheit . . . es war grauenhaft . . . er schämte sich vor seinem Siegfried, so laut, so schmetternd rief es wieder in seine Träume hinein: „Nimm mich, nimm mich!“

Die ganze Woche verging ihm so, scheinbar friedlich, aber unter entsehllichen Seelenqualen. Am Sonntag machte Bohrmann mit Siegfried einen langen Spaziergang in den Humboldthain. Er hatte eine helle Freude daran, wie der Knabe die Bäume und Sträucher unterschied, und ein Dankgebet zu Gott stieg in seinem Herzen auf, als Siegfried gar einige lateinische Namen behalten hatte, wie sie sein Vater bei jedem Besuche dieses Parks von den Tafelchen abzulesen pflegte.

Bohrmann machte ein stilles Gelübde. Siegfried mußte ein Mann von akademischer Bildung werden, die Quellen der klassischen Weisheit mußten für ihn strömen, und dieser Aufgabe, dieser Pflicht mußte jede andre Absicht, müßte jeder Ehrgeiz, jeder Egoismus, jeder Schmerz weichen. Unklar, aber sonntäglich zog es durch Bohrmanns Seele, während der Knabe plauderte und fragte, wissbegierig und vertrauensvoll, ganz anders als zu Hause, wo die Mutter leider solche Reigungen unterdrückte. Es mußte von jetzt ab anders werden in seinem Heim. Eine rechte Ehe mußte es wieder werden. Er wollte Hilde seine schwere Sünde beichten, auch Fräulein Raymond sollte alles erfahren; dann war es möglich, Mascha und ihren Kreis zu meiden, zu vergessen, ein neues Leben zu beginnen.

Auch seinen Ehrgeiz, seine dichterische Zukunft hätte er, wenn es notwendig gewesen wäre, mitgeopfert.

Als er aber um die Mittagsstunde nach Hause kam und das grundlegende ernste Gespräch mit Hilde beginnen wollte, da hörte sie einfach nicht zu. Sie war dabei, Kartoffellöcher zu bereiten, die LieblingsSpeise Konrads. Sie sagte auch jetzt so wie der Direktor: Erdäpfelknödel, was dem Lehrer wie eine ungebildete Bezeichnung des vortrefflichen Gerichts erschien.

Hinter ihr, an der Kochmaschine stehend, fuhr Bohrmann in seiner Einleitung fort. Beide mußten sie den alten Adam ablegen. Beide seien sie nicht frei von Schuld.

„Daß ich's nicht vergesse,“ unterbrach ihn Hilde plötzlich, „es ist ein Brief für Dich gekommen, Lenchen, wo hast Du Vater seinen Brief hingelegt?“

Es gab Zank und Poltern. Dann fand sich der Brief endlich irgendwo beim Kaffeegeschirr, das unabgewaschen umherstand. Bohrmann erkannte auf den ersten Blick die mangelhaft ausgebildeten Schriftzüge Maschas. Still ging er auf

seine Stube und wuschle auf dem Wege die Flecken ab, welche die Aufschrift entstellten. In seiner Arbeitsstube setzte er sich schwerfällig in seinen Sorgenstuhl. Er hatte es so treu gemeint, und nun sollte wohl die Sünde wieder anfangen.

Er wagte den Brief nicht zu öffnen. Er nahm einen Bogen vom weichsten Papier und begann ein Gedicht niederzuschreiben, das ihm seit Kattowigers Besuch im Kopfe entstanden war:

O könnte ich an meine Brust Dich drücken,  
Ich liebe Dich so sehr.  
Du lagst berückend auf dem Rücken,  
Umarmt, geküßt vom ewigen Meer,  
Und bühelnd sprangen Wellen ringsumher. . . .

Der Anfang gefiel ihm, nur mit der zweiten Zeile war er nicht zufrieden. „Ich liebe Dich so sehr“ war doch gar zu gewöhnlich. Es fiel ihm kein guter Reim auf Meer ein. Oft schon hatte er sich ein Reimlexikon gewünscht, wie es deren zur Bequemlichkeit deutscher Dichter geben sollte.

Da trat Hilde mit dem Schlüssel in der Hand bei ihm ein. Er deckte rasch das Liniensblatt über die Verse und fragte, um doch unbefangen zu scheinen: „Ist Konrad schon da?“

Hastig antwortete Hilde:

„Ich habe Dich doch nicht gefragt, von wem der Brief ist. . . Was schreibt Dir Frau Lise?“

Bohrmann geriet in tödliche Verlegenheit. Er hatte den Brief nicht zu öffnen gewagt, weil er ein Ende zu machen wünschte, weil eine echte Ehe werden sollte zwischen ihm und Hilde, weil er an die rein geistige Liebe Maschas nicht mehr glaubte, weil er sich von dieser Schuld lösen wollte, durch Offenheit gegen Hilde. Sie hatte ihn vorher nicht anhören wollen. Desto schlimmer oder desto besser! So sollte das Schicksal walten.

Mit einem tapferen Entschluß ergriff er das Schreiben und reichte es seiner Frau.

„Ich habe den Brief noch nicht eröffnet, wie Du siehst, mein Kind. Lies ihn selbst zuerst. So wollen wir es fortan halten.“

„Quatschkopp“, antwortete Hilde. „Mach' ihn nur auf und sage, was drin steht. Ich weiß es nämlich schon. Es wird eine Einladung sein, für uns beide.“

Nicht ohne Unruhe riß Bohrmann jetzt den Umschlag auf, da lag richtig eine gedruckte Einladung: Herr und Frau Lise geben sich die Ehre usw. Mit Tinte ausgefüllt war nur: Herr und Frau Doktor Bohrmann, am 30. August, gefälligst 7 Uhr.

Außer dieser Karte enthielt der Umschlag noch einen Brief:

„Lieber Herr Bohrmann!

Ich rechne bestimmt darauf, daß Sie mir am 30. mit Ihrer lieben Frau die Ehre geben. Keine große Gesellschaft, ganz gemüthlich, nur die nächsten Freunde. Ein engerer Kreis, kaum zwanzig Personen, ist auf 7 Uhr geladen, um der Vorlesung eines gewissen Dramas beizuwohnen. Sie kommen natürlich pünktlich um 7 Uhr, denn das Mysterium wird Sie doch auch in seiner neuen Gestalt interessieren.

Mit herzlichsten Grüßen ihre treulich ergebene  
Mascha Lise.“

Bohrmann atmete erleichtert auf. Und doch war ihm der fremde Ton, diese Verstellungskunst nicht recht.

„Begreifst Du das?“ fragte er Hilde, nachdem er alles gewissenhaft vorgelesen hatte.

„Was ist da zu begreifen? Dich natürlich wundert es, daß man Deine Frau nicht zu Hause läßt. Aber andre Leute sind aufmerksamer als Du. Sie brauchen jetzt den Direktor, weil er wieder was unterschreiben soll. Und der Direktor wird wohl geantwortet haben, daß er ohne mich nicht zu haben ist. Das ist ein Mann!“

Konrad kam pünktlich, sauber herausgekleidet, zum Mittagstisch und lachte froh, als er vom Eintreffen der Einladung hörte.

„Schauen Sie nur, Frau Hilde! Man ist also doch nicht ganz ohne Einfluß, wenn man eine Konzeption hat. Und Erdäpfelknödel giebt's heute? Dafür soll Mascha Lise mit mir zufrieden sein, ich will mich benehmen, daß die Kerls nicht wissen sollen, ob ich König Philipp oder der Großinquisitor bin. Ich führe Hilde zu Tisch, und sie läßt mich nicht zu viel trinken. Das ist abgemacht. Will ich über die Schnur hauen, Frau Hilde, so sagen Sie immer nur „Kardinal“ zu mir. Dann will ich das meinige thun . . . und Du, Siegfried, paß

auf, und wenn Du schon zählen kannst, wie viele Erdäpfelknödel Dinkel Konrad vertilgen wird, dann mußt Du später einmal Finanzminister werden oder Pauke schlagen. Die haben beide furchtbar viel zu zählen.“

„Ja, aber was ist das für ein Mysterium, das mich interessieren soll? Die Vorlesung eines gewissen Dramas? Wenn es das „Hohe Lied“ wäre, müßte ich es doch selbst vorlesen!“

„Du hast doch immer solche Nebensachen im Kopf“, sagte Hilde.

### XXXI.

Am 30. August ging es lebhaft in Bohrmanns Wohnung zu. Hilde zog sich für ihre erste große Gesellschaft an.

Ein Stubenmädchen aus dem Vorderhause hatte sie frisiert und war dageblieben, um zu helfen. Hilde hatte ihren ganzen Staat auf der Plüschgarnitur ausgebreitet und war immer noch nicht entschlossen, was sie auswählen sollte. Im Unterrock führte sie das neidische Stubenmädchen vor alle ihre Herrlichkeiten und wiederholte immer, sie wolle ganz einfach gehen, wie es sich für eine arme Lehrersfrau schicke. Schmutz habe sie doch nicht.

Das Stubenmädchen besah eine Brosche, zwei Tauben mit einem kleinen Diamanten. Hilde nahm es an, daß das Mädchen nach Hause lief, ihr die Brosche zu borgen.

Inzwischen klagte Bohrmann aus seinem Zimmer, daß ihm das und jenes fehle. Eifrig sprang Lenchen von Papa zu Mama und half überall.

Eben war das Stubenmädchen zurückgekommen, und eben hatte sich Hilde dafür entschieden, ihren neuen Rock von schwarzer Seide und darüber die ausgschnittene Bluse von rosa und grün schillernder Seide anzulegen, als der Direktor erschien. Er war in einem guten Gesellschaftsanzuge, nur fehlten ihm Stulpen, Stragen und der weiße Schlips. Er habe auf der StraÙe Aufsehen erregt, erzählte er. Die Oderkähne, Bohrmanns Stiefel nämlich, seien oben noch vorzüglich, nur regnen dürfe es bei Lises nicht, sonst würde er sich einen Schnupfen holen.

Hilde schrie plötzlich auf. So vor einem Fremden zu erscheinen! Wenn sie noch einen seidenen am Leibe gehabt hätte! Der Direktor mußte zu Bohrmann hineingehen und seine Wäsche vervollständigen. Johannes hatte es ja dazu.

Aber einen zweiten weißen Schlips besah Bohrmann doch nicht. So ersuchte der Direktor um etwas Geld und lief hinunter, das „Marterinstrument“ selbst einzukaufen. Da hatte Hilde noch Aufträge für ihn. Ein Paar schwarze Strümpfe, wie sie jetzt Mode sein sollten, und eine neue Art Desen für ihre Bluse. Der Ausschnitt war für eine so feine Gesellschaft nicht tief genug.

(Fortsetzung folgt.)

## Kleines Feuilleton.

**Die Heilige.** (Nachdruck verboten.) Wenn der gute, wohlgenährte Kaplan Nicodemus auf der Kanzel stand, fiel ihm jedesmal auf der Weiberbank unten im Schiff ein hübsches, rundliches Frauchen ins Auge, das mit besonderer Frömmigkeit begabt zu sein schien, denn es wandte keinen Blick von dem Prediger auf der Kanzel. Die sanft lächelnde Frau Barbara König brachte den frommen Kaplan stets ein wenig aus dem Concept und rasch mußte er den Kopf nach der Männerbank wenden, um nicht steden zu bleiben. Auch dort schaute ein Menschenkind andächtig zu ihm empor; ein berethnoger Geselle mit struppigem Kopf und kleinen Auglein. Dieser seine Kerl war der Ehemann der Frau Barbara, Petrus mit Namen und fürwahr ein großer Verehrer des Herrn Kaplan Nicodemus. Der liebe struppige Petrus verstand zwar nicht viel von den Ausführungen des Herrn Kaplan, aber ihm imponierten die von demselben häufig gebrauchten Schlagworte: Teufel und Segener. Petrus war einer, dem's gern grüßelte. Ihn aber guckte der fromme Kaplan nicht lange an, immer wieder wurde sein Gesicht nach rechts gezogen und wer ihn anlächelte und ihm das Blut in Wallung brachte, das war die liebenswürdige Frau Barbara.

Unter dem schwarzen Rock des jungen Priesters schlug ein warmes Herz und als er ein halbes Jahr in Dugbach gepredigt und sechsundzwanzigmal die Frau Barbara König verflucht hatte, ob ihres verführerischen Lächelns, da begann er, sie anzubeten, heimlich zwar, aber Frau Barbara merkte es doch. Und es gefiel ihr, von dem diden Pfäfflein also hochgeehrt vor allen Frauen zu sein.

Einnmal, so sagt die Dugbacher Chronik, beichtete der struppige Petrus dem Kaplan seine Sünden. Einige ganz kleine Kleinigkeiten hatte er bereits bekant, dann stockte er.

„Nun, habt Ihr sonst nichts mehr auf dem Herzen?“ fragte der Weichtater.

„Wohl, wohl,“ antwortete das Weibchen. „Ich hab' mir am Kirmehtag einen ordentlichen Rausch angetrunken.“

„Wenn das nur ausnahmsweise passiert ist, hat's weiter nichts zu bedeuten. Ihr könnt Euch deshalb beruhigen,“ tröstete der Kaplan.

„Ich hab' aber im Rausch meine Frau geschlagen,“ stöhnte der Sünder.

Der Kaplan schwieg ein Weilchen still. „Der Unmenschl!“ dachte er. „Wie wollte ich die hübsche Frau Barbara warm halten!“ Laut sagte er: „Schämt Euch! Euch an einer Frau zu vergreifen. Thut's ja nicht wieder. Hierfür müßt Ihr fünfmal den Rosenkranz beten! Habt Ihr noch was?“

„Wohl, wohl. Am vorigen Markttag soll' ich meiner Frau ein halbscheiden Halsstücklein aus der Stadt mitbringen. Ich hab' das Geld dafür vertrunken und sie bekam nichts,“ gestand Petrus.

„Sie bekam nichts,“ wiederholte der Kaplan. „Von dieser Sünde müßt Ihr Euch dadurch loskaufen, daß Ihr zu Fuß an das Standbild des heiligen Nicodemus bei Wärfhausen wandert und dort weitere fünf Rosenkränze betet. Aber morgen nachmittag um drei Uhr, nicht früher und nicht später, müßt Ihr Euch auf den Weg machen.“

Damit war die Weichte beendet.

Petrus nahm die Sache ernst. Er legte sich zur besonderen Buße noch eine Handvoll Erbsen in die Schuhe und trat seinen Gang pünktlich an, wie's ihm befohlen worden. Fünf Minuten später aber sah der gute Kaplan im Stübchen bei Frau Barbara und breitete vor ihr ein halbscheidenes Halsstücklein aus. Dabei girrte er dem Weibchen allerlei in die Ohren, was in keinem Katechismus steht. Frau Barbara dachte: „So lang der geistliche Herr es beim Schwagen läßt, mag's gut sein, wird er handgreiflich, schlag' ich ihm auf die Finger.“

Eben wollte ihr das Pfäfflein in die runden Wangen kneifen, als im Hof der polternde Schritt des Petrus erklang.

„Um Gotteswillen, Frau Barbara, Euer Mann! Was fang ich an?“ rief der Kaplan.

„Rasch hier hinein,“ versetzte Frau Barbara und sie steckte den Liebhaber in den Kleiderschrank.

Petrus hatte den Rosenkranz vergessen, deshalb kam er zurück.

„Zieh' nur Deine Schuhe wieder aus, lieber Mann,“ sagte Frau Barbara. „Zum heiligen Nicodemus brauchst Du heut' nicht zu gehen. Der Heilige hat Dir's bequem gemacht, er ist zu Dir gekommen.“

Und resolute Frau drückte ihren Eheliebsten vor dem Kleiderschrank in die Knie, gab ihm den Rosenkranz in die Finger und sagte: „So jetzt bete, nachher sollst Du den Heiligen sehen. Ich wette, er verzeiht Dir alle Deine Sünden.“

Petrus war ein bißchen sehr beschränkter Geistes. Er plapperte in der That die vorgeschriebene Anzahl Paternoster herunter. Drinnen im Kleiderschrank aber stand hinwieder einer, der schwitste mehr Perlen als solche der Rosenkranz hatte, den der fromme Petrus zwischen den verbanen Fingern hielt. Frau Barbara klopfte zuweilen an den Kleiderschrank und frug lachend: „Der heilige Nicodemus hat doch noch Lust? Ersticken soll er mir nun doch nicht!“

Als sie endlich den Schrank öffnete, sprang in wilden Sätzen einer heraus und zur Thür hinaus. Frau Barbara hielt sich die Hüften und lachte und lachte. Der fromme Petrus aber glockte dem Davonlaufenden nach und stotterte: „Weileib', ich meine, das wär' der Herr Kaplan gewesen?“

„Der heilige Nicodemus war es,“ sagte Frau Barbara. „Siehst Du, das kommt davon, wenn sich ein Tölpel, wie Du einer bist, in den Kaplan verliebt. Bald hätte er sich zur Heiligen gemacht.“

Der gute Kaplan Nicodemus ließ sich bald darauf verzeihen. Jetzt hält er, wenn er predigt, die Augen zu. Das halbscheidene Halsstücklein hat ihm Frau Barbara am Tage nach seinem Besuch zurückgeschickt mit einem Brieflein, das folgendenmaßen lautete:

„Hochwürden! Hier habt Ihr Euer Halstuch wieder. Mein Mann ist dumm genug, das ist wahr, und viel schön ist er auch nicht. Er ist aber mein Mann und mir hundertmal lieber wie der Herr Kaplan. Wenn der Herr Kaplan mal gucken will: der heilige Nicodemus soll sich auf der Brücke bei Wärfhausen herumgedreht haben und mit dem Finger nach Wärfbach drohen. Eure demütige Barbara König.“

**Theater.**

Schliersee Bauern-Theater. „Jägerblut“ von Rauchenegger. Ein unklares Gefühl hielt mich bisher immer davon ab, die Schliersee zu besuchen. Ich stand ihnen mit einem Mißtrauen gegenüber, das ich nicht los zu werden vermochte. Es wurde mir zu viel Aufhebens davon gemacht, daß sie „Bauern“ seien, während man nach meiner unmaßgeblichen Meinung zunächst Schauspieler sein muß, wenn man öffentlich auftritt und Entree verlangt. Es schien mir eine gewisse Sentimentalität in dem Beifall zu stecken, den sie fanden, ein ungefunder Bauernkultus, wie er sich am ehesten bei Menschen entwickelt, die nur auf Sonntagsausflügen gelegentlich mit Bauern zusammengekommen sind. Die Kunst hat oft unter solchen Erscheinungen gelitten. Der Deutsche kauft im allgemeinen keine Gedichte, aber wenn er hört, daß sie von einer „gewöhnlichen“ Bauersfrau oder von einer Kellnerin stammen, kauft er sie allerdings und verhilft so minderwertigen Erzeugnissen zu großen Aufträgen, während die gar nicht zu verachtenden Verse von Keller oder Villenron nur für eine kleine Gemeinde existieren. Ein Bauer, der

Komödie spielt oder ein Graf, der hinter dem Pflug hergeht — das ist „sensationell“ und bei sensationellen Ereignissen muß am letzten Ende leider immer die Kunst die Fische zählen. Ob man nun in Erfurcht erstickt, weil irgend ein Hofmensch sich zur Kunst herabläßt, oder ob man eine Ruhmagd anstaunt, weil sie reimen kann — in beiden Fällen führt man ein fremdes Princip in die ästhetische Betrachtung ein und schädigt die Kunst. Die Sache ist um so gefährlicher, als der deutsche Philister mit tödtlicher Sicherheit darauf hereinfällt.

So ungefähr sind die Erwägungen gewesen, die mich vom Besuch der Schliersee abhielten. Ein wenig fürchtete ich auch vor einer „Specialität“ zu stehen. Specialitäten und Sensation sind so ziemlich die gefährlichsten Feinde der Kunst. Ich bin also, wie man sieht, nicht mit den günstigsten Vorurteilen hineingegangen. Um so lieber ist es mir, daß ich das Theater beruhigt verlassen habe. Die „Schliersee“ schaden uns — trotz dilettantischer Einzelleistungen — nicht und können uns vielleicht in manchen Beziehungen nützen. Gewisse Dinge bringen sie aber doch echter als Berufsschauspieler, die keine Bauern waren. Ueber eins dürfen wir uns natürlich nicht täuschen: die „Schliersee“ sind keine Bauern, sondern einfach Dialektschauspieler, und wollen als solche ohne jede falsche Sentimentalität betrachtet sein. Aber sie waren Bauern, und somit bringen sie eine Kenntnis des Milieus und der Gestalten mit, die nicht nur ihren Leistungen, sondern auch uns zu gute kommt. Ich bedauere, den „Weineidbauern“ nicht gesehen zu haben. Das wäre meines Erachtens die Probe auf das Exempel gewesen. „Jägerblut“ ist ein allzu harmloses Volksstück, als daß man zu einem sicheren Urteil gelangen könnte. Künstlerisch ohne jeden Wert, ist es stellenweise von einer Anspruchslosigkeit des Humors, die man sonst nur Kinderkomödien verzeiht. Immerhin sah man, daß die Schliersee wenigstens einen Schauspieler unter sich haben. Kaver Zerofal, der den Dorfboader spielte, ist ein ausgezeichnete Komiker. Anna Reil war einfach, aber auch ein wenig monoton. Trotzdem festelte sie durch eine gewisse herbe Kraft. Eine bestimmte Anschauung von ihrem Talent habe ich nicht gewinnen können. Man sagte mir, daß sie gelegentlich ergreifend wirken kann.

E. S.

**Humoristisches.**

— Zärtlich. Er: „So, wenn ich mal sterbe, dann ist für Dich ausgesorgt!“

Sie: „Ja, wenn Du nun aber nicht stirbst?!“ —

— Höchster Realismus. Schauspieler (zum zweiten): „Was Sie mir da erzählen, ist alles nicht der Rede wert, ich habe den König Lear so natürlich gespielt, daß beinahe das Publikum verrückt geworden ist!“ —

**Notizen.**

— Novelli ist mit seinem „Hamlet“ im Wiener Raimund-Theater vollständig abgefallen. —

— „Lustiges Studium“, ein neues Stück von Albin Valabrègue und Maurice Ordonneau, wird demnächst im Pariser Gymnase-Theater aufgeführt werden. —

— Die „Verdi-Festspiele“ nehmen am 5. Mai in Prag ihren Anfang; das Requiem und sechs Meisterwerke gelangen mit italienischen Künstlern zur Aufführung. —

— Heute findet wieder eine internationale Ballon-auffahrt (benannte und unbemannte Ballons) zu wissenschaftlichen Zwecken statt. —

— Die erste deutsche Cigarrenfabrik errichtete im Jahre 1788 in Hamburg ein gewisser Hans Heinrich Schlotzmann, der das Cigarrenmachen in Spanien erlernt hatte. Um seinen Cigarren Eingang zu verschaffen, mußte er sie anfangs verschicken, aber auch da wollten die Leute sie nicht. Endlich kam er auf den Gedanken, sein Fabrikat nach Cuzhafen zu schicken. Dort wurden sie auf Schiffe, die aus Amerika gelommen, verladen und als echte amerikanische Cigarren nach Hamburg gebracht, wo sie willige Käufer fanden. —

**Bücher-Einlauf.**

— Erich Sachs: „Worte der Seele“. Dhril. Dresden und Leipzig. E. Pierions Verlag. —

— Fritz Nové: „Junge Seele“. Dhril. Berlin. Gose u. Teplaff. —

— Arne Garborg: „Der verlorene Vater.“ Berlin. S. Fischer. —

— Gabriele d'Annunzio: „Episcopo u. Co.“. Novellen. Berlin. S. Fischer. —

— Hans Weber-Lutkow: „Die schwarze Madonna“. Novellen. Png, Wien, Leipzig. Oestreichische Verlagsanstalt. —

— Arthur Schnitzler: „Frau Bertha Garlan“. Roman. Berlin. S. Fischer. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 21. April.